

THEORIE UND GESCHICHTE DER KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT

Michael Meyen

Das Rote Kloster

Eine Geschichte der Journalistenausbildung
in der DDR

HERBERT VON HALEM VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

Michael Meyen

Das Rote Kloster.

Eine Geschichte der Journalistenausbildung in der DDR

Theorie und Geschichte der

Kommunikationswissenschaft, Band 16

Köln: Halem, 2025

Die Reihe *Theorie und Geschichte der*

Kommunikationswissenschaft wird herausgegeben

von Michael Meyen.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme (inkl. Online-Netzwerken) gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2025 by Herbert von Halem Verlag, Köln

ISBN (Print): 978-3-86962-744-1

ISBN (PDF): 978-3-86962-745-8

ISSN 1865-3367

Herbert von Halem Verlagsges. mbH & Co. KG

Boisseréestr. 9-11, 50674 Köln

<https://www.halem-verlag.de>

info@halem-verlag.de

SATZ: Herbert von Halem Verlag

LEKTORAT: Rabea Wolf

DRUCK: docupoint GmbH, Magdeburg

GESTALTUNG: Claudia Ott Grafischer Entwurf, Düsseldorf

Copyright Lexicon ©1992 by The Enschedé Font Foundry

Lexicon® is a Registered Trademark of The Enschedé Font Foundry.

Inhalt

I.	ANALYSEN	9
	Zur Einführung.	
	Oder: Warum Geschichte gedruckt werden muss	9
	Journalistikprofessoren in der DDR.	
	Eine Kollektivbiografie	13
	Studieren im Roten Kloster.	
	Die Anfänge der Journalistenausbildung in der DDR	36
II.	ZEITZEUGEN	79
	Franz Knipping:	
	Dusiska hat an meinem Stuhl gesägt	80
	Heinz Halbach:	
	Wir hatten Narrenfreiheit	87
	Werner Michaelis:	
	Journalismus braucht Sprache	102
	Fritz Beckert:	
	Der Mensch kommt in der Theorie zu kurz	120

Hans Poerschke: Ich habe gesucht	135
Karl-Heinz Röhr: Um Qualität geht es immer und überall	149
Klaus Preisigke: Wir waren ein Hort des Opportunismus	169
Wolfgang Tiedke: Wir haben die richtigen Fragen gestellt	190
Wulf Skaun: Es gibt keine unpolitische Wissenschaft	203
Bernd Okun: Reizt das doch aus, bevor ihr die Flinte ins Korn werft	223
Sigrid Hoyer: Unser Handwerk ist brauchbar	238
III. ABWICKLUNG	271
Der Ost-West-Gipfel vom Mai 1990	271
Abwicklung und Neustart. Von der Sektion Journalistik zum Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft	298
Literatur	331
Personenregister	347

Zur Einführung.

Oder: Warum Geschichte gedruckt werden muss

Dieses Buch ist eine Rolle rückwärts. Vor gut anderthalb Jahrzehnten habe ich begonnen, meine fachgeschichtliche Forschung ins Internet zu verlagern. Das *Biografische Lexikon der Kommunikationswissenschaft*, das ich mit Thomas Wiedemann seit 2013 herausgebe und das mit Herbert von Halem einen renommierten Verlag hinter sich weiß, steht nicht nur für die Idee, wissenschaftliche Arbeit transparenter zu machen (mit Informationen über die Akteure, die Entscheidungen über Theorien, Methoden oder Publikationsorte nachvollziehbar werden lassen) und am kollektiven Gedächtnis der Fachgemeinschaft mitzuarbeiten, sondern soll unseren Nachfolgern zugleich den Zugang zum Thema erleichtern. Wenn wir Zeitzeugenberichte, biografisches Material und Forschungsergebnisse online dokumentieren, so haben sich das der Verleger und die beiden Herausgeber gedacht, dann stehen künftigen Fachhistorikern Quellen zur Verfügung, die es sonst vor allem dann nicht gibt, wenn man in Zeiträume eintaucht, die jenseits des Erfahrungshorizonts der Lebenden liegen.

Wer je bei einem solchen Publikationsprojekt dabei war, der weiß, wie gefräßig das Netz ist. Auf *BLexKom* gibt es inzwischen acht Features (ein möglicherweise irreführender Begriff, den wir für thematisch fokussierte Aufsatzsammlungen verwenden, die in der analogen Welt zu Sammelbänden geführt haben), 13 (meist sehr lange) Einzelbeiträge, mehr als 50 ausführliche biografische Interviews (darunter einige auf Englisch mit Protagonisten der IAMCR wie Kaarle Nordenstreng, Yassen Zassursky, Janet Wasco oder Jan Servaes), eine dreistellige Zahl von Porträts (»Köpfe der Kommunikationswissenschaft«) sowie sechs Nachrufe. Der damit verbundene Aufwand erklärt zugleich, warum die Reihe »Theorie und

Geschichte der Kommunikationswissenschaft«, von mir in diesem Verlag 2004 mit einem Buch zum 80. Geburtstag des Instituts für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung an der LMU München gestartet und in knapp zehn Jahren auf 13 Bände angewachsen, nur noch punktuell ergänzt wurde (mit einer Studie über das Berliner Institut; vgl. LÖBLICH/VENEMA 2020). Auf den Punkt gebracht: Warum sollten wir unsere Forschungsergebnisse drucken und damit Regale füllen, wenn man die Dinge auch virtuell publizieren und sie so an jedem Ort der Welt und für alle Zeiten kostenlos zur Verfügung stellen kann?

Diese Frage enthält die Antwort. Nichts im Internet ist umsonst und für immer sicher. Ich meine damit gar nicht den Zugriff auf alles, was wir online tun, und damit auf uns selbst, ein Link, der dem Überwachungs-kapitalismus eingeschrieben ist und einen Preis verlangt (Aufgabe der Privatsphäre), der vielen gar nicht bewusst ist (vgl. ZUBOFF 2018). Das Internet mag ein »Fenster zur Welt« sein, aber geputzt wird dieses Fenster von der Macht (vgl. BAAB 2022). Plattformen und Suchmaschinen sind genauso in der Hand einiger weniger Multimilliardäre und Monopolisten wie die Technologien im Hintergrund, und Regierungen sowie die mit ihnen verbundenen Strukturen und Dienste leisten sich ein ganzes Heer von Aktivisten, die allem und jedem in dem Moment den Krieg erklären, in dem die »Machtinterpretation der Wirklichkeit« (HAVEEL 1989: 19) herausgefordert werden könnte (vgl. MEYEN 2024). Etwas konkreter: Es kostet nicht nur Geld, eine Plattform wie *BLexKom* zu hosten und weiterzuentwickeln. Selbst wenn man eine solche Plattform mit einigem Aufwand schützt, bleibt es ungewiss, ob die Ressourcen reichen, um jeden Angriff abzuwehren. Ich weiß, dass manche »Cancel Culture« für ein Hirngespinnst halten oder für einen »Kampfbegriff«, der denen in die Hände spielt, die nicht loslassen wollen von »Macht und Privilegien« (THIELE 2021; vgl. DAUB 2022), könnte aber allein aus eigener Erfahrung von Dutzenden (meist erfolgreichen) Versuchen berichten, mich als Wissenschaftler und öffentlichen Sprecher zur *Persona non grata* zu machen.¹

Dieses Buch soll das Risiko verringern, dass auch meine Arbeiten zur DDR-Journalistik in einem Strudel verschwinden, der vor Online-Seiten nicht haltmacht. Ich bin 1988 als Student an die Sektion Journalistik der Leipziger Karl-Marx-Universität gekommen, habe dort den Umbruch

1 Vgl. hierzu den Internetgrabstein cancelculture.de.

miterlebt und an der Nachfolgeeinrichtung alle akademischen Stufen durchlaufen (Diplom, Promotion, Habilitation). Die damit verbundene Nähe hat dazu geführt, dass ich mich erst spät meiner ›eigenen Geschichte‹ zugewandt habe. Jeder Versuch, über Forschung und Lehre in der DDR zu schreiben, würde, so habe ich das lange gesehen, automatisch den Verdacht nach sich ziehen, dass ich hier nur mein symbolisches Kapital aufpolieren möchte, zu dem immer auch die ganz persönliche Vergangenheit beiträgt. Zum Umdenken war erstens ein zeitlicher Abstand nötig und zweitens die Erkenntnis, dass meine Perspektive dabei helfen kann, die Einseitigkeiten abzumildern, die Westdeutsche, oft selbst in die Kämpfe des Kalten Krieges verstrickt und so keineswegs unparteilich, sowie Nachgeborene, getragen vom Zeitgeist und von den Wünschen der Forschungsförderer aus der Politik, fast zwangsläufig produzieren. Noch einmal anders formuliert: Beginnend mit den zwei Enquetekommissionen des Bundestages und unterfüttert mit enormen Ressourcen (Stichworte: Gauck-Behörde, Stiftung Aufarbeitung, Forschungsverbund SED-Staat an der FU Berlin) ist seit den 1990er-Jahren ein Bild produziert worden, das die DDR auf wenige Schlagworte reduziert (Diktatur, Mauer, Totalüberwachung, Mangelwirtschaft; vgl. MEYEN 2013), es den Eliten von einst nahezu unmöglich macht, mit ihrer Sicht durchzudringen, und diese Menschen oft dazu gebracht hat, sich jeder Annäherung aus den Universitäten zu verweigern (vgl. MEYEN 2020: 15-41).

Da diese Bedenken jemanden wie mich, in der DDR mit dem Berufswunsch Journalist angetreten und vielen Ausbildern aus den späten 1980ern bekannt, nur bedingt treffen, habe ich nach vielen Interviews mit Topjournalisten und Medienlenkern von einst (vgl. MEYEN/FIEDLER 2011) begonnen, auch DDR-Wissenschaftler zu befragen, und diese Interviews in drei *BLexKom*-Features dokumentiert,² die dann in meine autobiografisch angelegte Geschichte der Leipziger Journalistik eingeflossen sind (vgl. MEYEN 2020). Die Dokumentation im Internet hat den überlebenden Zeitzeugen zugleich einen Zugang zum Leipziger Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft geöffnet und zumindest dort zu einem differenzierten Bild beigetragen, manifestiert unter ande-

2 *Leipziger Biografien, Leipziger Neuanfang und Der Abriss des Roten Klosters*. Köln: Herbert von Halem 2015, 2017, 2020.

rem beim Jahrestreffen des Netzwerks Kritische Kommunikationswissenschaft 2019 und bei den Alumni-Aktivitäten des Instituts.

Dass es bei den Absolvententreffen inzwischen stets Fenster zur DDR-Journalistik gibt (2025 zum Beispiel zur ›Volontärswoche in Bad Saarow/Strausberg‹ sowie zu den ›Wende-Wirren‹), meine Forschung und ich selbst als Kenner von Akten, autobiografischen Zeugnissen, Kontext (und nicht zuletzt als Zeitzeuge) dabei allerdings bewusst und konsequent ignoriert werden, hat mich daran bestärkt, die wichtigsten Texte der drei Features in Buchform festzuhalten und so künftigen Leipziger Journalistikgenerationen zu ermöglichen, sich selbst ein Bild zu machen. Um dem Untertitel gerecht zu werden (»Eine Geschichte der Journalistenausbildung in der DDR«), stelle ich eine Kollektivbiografie der Professoren an den Anfang, die schon in etwas anderer Form gedruckt worden ist (vgl. MEYEN/WIEDEMANN 2016). Die Gespräche, die den Kern dieses Buches ausmachen und einen Durchgang von den frühen 1950er-Jahren bis in die 1990er-Jahre erlauben, weil meine Interviewpartner alle Zeiträume und alle akademischen Rollen abdecken (Student, Mittelbau, Professor), werden gerahmt von zwei weiteren analytischen Beiträgen (zum Studium in den 1950er-Jahren und zum Umbruch 1989/91) sowie von einer Dokumentation des ersten und einzigen Ost-West-Seminars 1990, die zentrale Pfeiler des Leipziger Paradigmas freilegt (Öfflichkeitstheorie, Forschung für die Ausbildung, Pressegeschichte) und so zu verstehen hilft, warum dieses Paradigma untergegangen ist.

Das auf dem Cover *Das Rote Kloster* steht, muss ich vermutlich nicht erklären, tue das aber trotzdem. Eine »selbstironische Bezeichnung« sagt Hans Poerschke, der 1955 an die Fakultät für Journalistik kam und dort einer der führenden Köpfe wurde. Die Gegenposition formuliert Karl-Heinz Röhr, als ich ihn nach Brigitte Klump (1978, 1991) frage: »Der Titel hängt uns bis heute an.« So oder so: Anders kann man ein Buch über die DDR-Journalistik immer noch nicht nennen. Gewidmet ist es allen, die mir geholfen haben, diese Geschichte zu verstehen.

Journalistikprofessoren in der DDR. Eine Kollektivbiografie¹

1. Ziele, Relevanz und Forschungsfragen

Dieser Beitrag porträtiert die Professoren, die zwischen 1954 und 1989 in Leipzig Journalistik gelehrt haben – die zentralen Akteure der DDR-Journalistik. Aus der Wissenschaftssoziologie ist bekannt, dass der Erfolg von akademischen Ansätzen keineswegs nur von ihrer Qualität abhängt (von ihrer Reichweite, ihrer Plausibilität oder ihrer Erklärungskraft), sondern auch und vor allem von ihrer Institutionalisierung (vgl. KUHN 1962). Um Schüler, Zitationen und einen Platz in der Fachgeschichtsschreibung zu bekommen, braucht man bezahlte Positionen an der Universität – am besten Professuren, weil auf diesen Stellen die Inhalte von Forschung und Lehre bestimmt werden. Dass die DDR-Journalistik weitgehend in Vergessenheit geraten ist, sagt folglich nichts über den Wert der akademischen Arbeit, die vor 1989 in Leipzig geleistet wurde. Dies gilt auch deshalb, weil sich die wichtigsten Vertreter der beiden deutschen Fachgemeinschaften ab den späten 1960er-Jahren bei Konferenzen in aller Welt auf Augenhöhe begegneten. Emil Dusiska (1912 bis 2002), von 1967 bis 1978 zunächst Dekan und dann Direktor in Leipzig, wurde 1972 in Buenos Aires als Generalsekretär der IAMCR gewählt und war in dieser Funktion bis 1978 neben Präsident James Halloran (Leicester) Herz und Hirn dieser Organisation, seinerzeit die wichtigste internationale Bühne der Fachgemeinschaft. Bei der IAMCR-Tagung, die 1974 auf Einladung von Dusiska in Leipzig

1 Überarbeitete Fassung eines Aufsatzes zum 100. Institutsgeburtsfest in Leipzig (MEYEN/WIEDEMANN 2016).

stattfand, gab es mit rund 250 Delegierten einen Teilnehmerrekord. Aus dem Westen waren unter anderem Herbert Schiller, George Gerbner, John Pollock und Alex Edelstein (alle USA) vertreten sowie Gerhard Maletzke, Otto B. Roegele und Elisabeth Noelle-Neumann (vgl. MEYEN 2014, 2016a).

ABBILDUNG 1

Otto B. Roegele (links), Professor in München, und Emil Dusiska, Direktor der Leipziger Sektion Journalistik, auf einer IAMCR-Tagung



Quelle: Privatarchiv Michael Meyen

Wie ihre Kollegen aus der Bundesrepublik mussten die Leipziger Professoren das Fach nach dem Zweiten Weltkrieg vollkommen neu aufbauen, da die Zeitungswissenschaft durch die Nähe zu den Machthabern im Dritten Reich ihre (ohnehin nicht sehr große) akademische Reputation verspielt hatte und die Vertreter alternativer Ansätze das Land nach 1933 verlassen hatten (vgl. AVERBECK 1999). Wenn dieser Beitrag nach den Biografien der Journalistikprofessoren in der DDR fragt, dann geht es folglich auch um einen Vergleich mit der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, die im gleichen Zeitraum und vor dem Hintergrund der gleichen Fachtradition in der Bundesrepublik entstanden ist. Wer wurde hinter dem ›Eisernen

Vorhang: Professor für Journalistik und wie definierten diese Professoren ihre akademische Disziplin? Bei wem lernten sie, was ›gute Wissenschaft‹ ist, und welche Normen und Werte leiteten ihre Arbeit? Was hatten sie mit ihren Kolleginnen und Kollegen im Westen gemeinsam und wo gab es Unterschiede? Welchen Einfluss hatten die SED und die Blockzugehörigkeit auf das, was die Leipziger Professoren in Forschung und Lehre taten?

Antworten soll eine Kollektivbiografie liefern. Solche Gruppenporträts stützen sich normalerweise auf große Datensätze und beschreiben eine Art Norm (STONE 1971): Wie alt war der ›durchschnittliche‹ Professor, als er in das Feld eintrat, welche Qualifikationen und welche Herkunft waren für die erste feste Stelle nötig und wann gab es die Professur? Wie war die Situation 1960, wie 1975 und wie 1988? Die entsprechenden Werte helfen dann, individuelle Karrieren einzuordnen und zu bewerten. Bei einer Grundgesamtheit von nur 25 Professoren (24 Männer und eine Frau) verbieten sich solche Quantifizierungen. Da es in Kollektivbiografien immer auch um Einstellungen und Verhalten geht (vgl. JONES 2001; MEYEN 2012; MEYEN/FIEDLER 2013), wurden fünf DDR-Professoren 2015 für diesen Beitrag befragt. Die Protokolle befinden sich in diesem Buch.² Zum Zeitpunkt der Erhebung waren 17 ihrer Kollegen bereits tot und drei so schwer erkrankt, dass kein Interview mehr möglich war. Über diese Gespräche sowie die anderen Quellen und die theoretische Basis, auf die sich der Beitrag stützt, informiert Abschnitt 2. Anschließend werden die Befunde in Form von vier Thesen präsentiert (Abschnitt 3).

2. Theoretischer Hintergrund und Quellen

Wie in der Einleitung bereits angedeutet, geht dieser Beitrag mit der Wissens- und Wissenschaftssoziologie davon aus, dass die Entwicklung einer akademischen Disziplin nicht nur von kognitiven Faktoren bestimmt wird, sondern auch von sozialen (vgl. KUHN 1962). Dazu gehört, sowohl den persönlichen Hintergrund der zentralen Akteure in die Analyse einzubeziehen als auch die Strukturen, in denen sie sich bewegt haben. Der Fokus auf Personen scheint schon deshalb gerechtfertigt, weil die Kom-

2 Vgl. die Interviews mit Fritz Beckert, Werner Michaelis, Hans Poerschke, Klaus Preisigke und Karl-Heinz Röhr.

munikationswissenschaft bis weit ins 20. Jahrhundert hinein überall auf der Welt ein sehr kleines Unternehmen war (vgl. SIMONSON/PETERS 2008; SIMONSON/PARK 2016) und stark von externen Einflüssen geprägt wurde (vgl. SIMPSON 1994; GLANDER 2000; POOLEY 2008; WIEDEMANN 2012). In der Bundesrepublik hatte das Fach noch 1970 lediglich sieben Professuren. Erst die sozialwissenschaftliche Wende und die Nachfrage nach Medienberufen führten dort zum Ausbau der Institute und zu Neugründungen (vgl. LÖBLICH 2010). Professoren sind schon deshalb die wichtigsten Akteure einer akademischen Fachgemeinschaft, weil sie in aller Regel unbefristete Arbeitsverträge haben, die organisatorischen Entscheidungen treffen, den Nachwuchs auswählen und so das Profil der Disziplin prägen.

Wenn dieser Beitrag eine Kollektivbiografie der Journalistikprofessoren in der DDR schreibt, ist damit keineswegs eine Wiederbelebung der Idee von den großen Männern verbunden, die Geschichte machen (vgl. SIMONSON 2008; LÖBLICH/SCHEU 2011). Um das dialektische Zusammenspiel von Handlungen und Strukturen erfassen zu können, das im Zentrum moderner Biografieforschung steht (vgl. ROBERTS 2002), stützt sich die vorliegende Studie erstens auf die Strukturierungstheorie von Anthony Giddens (1984, 1991). Dort wird jede Form menschlicher Praxis als »kontinuierlicher Verhaltensstrom« beschrieben, der soziale Strukturen (Regeln und Ressourcen) sowohl reproduziert als auch modifiziert. Bei Giddens haben Akteure die Fähigkeit der reflexiven Selbstkontrolle (sie verstehen, was sie tun, während sie es tun) und sind außerdem in der Lage, permanent Umweltereignisse genau wie Reaktionen ihrer Mitmenschen in die Erzählung über sich selbst zu integrieren, so (zumindest interpretativ) Kontinuität über Zeit und Raum herzustellen und damit einen Rahmen für Orientierung und Identifikation zu schaffen.

Dieser reflexive Prozess ist zweifellos auch für eine akademische Fachgemeinschaft relevant, deren Mitglieder ständig zu einer kollektiven »Erzählung über sich selbst« beitragen (GIDDENS 1991: 54) – zu einer Erzählung, die ihnen sagt, wer sie sind, womit sie sich beschäftigen, woher sie kommen und wohin sie wollen. In der DDR-Journalistik dürfte dieses Interpretationsbedürfnis besonders groß gewesen sein. Einerseits war nach den Erfahrungen im Nationalsozialismus genau wie im Westen Deutschlands ein Neustart nötig (vgl. WIEDEMANN 2012). Andererseits wurde die Journalistenausbildung zwar schnell Teil des Medienlenkungsapparates in der DDR (vgl. FIEDLER 2014), fand sich aber gleichzeitig in einer akademischen Umgebung wieder, zu der die Nachbardisziplinen an

der Universität genauso gehörten wie die ganz anders orientierten westlichen Mitbewerber der internationalen Fachgemeinschaft. Mit Giddens fragt dieser Beitrag folglich nicht nur nach den politischen Einflüssen auf Forschung und Lehre in Leipzig, sondern auch nach dem Platz, den das wissenschaftliche Feld und hier besonders die Kollegen aus der Bundesrepublik sowie aus den anderen sozialistischen Ländern im »praktischen Bewusstsein« (GIDDENS 1991: 36) der DDR-Professoren hatten.

Um solche Strukturierungseffekte empirisch nachzeichnen und eine Kollektivbiografie schreiben zu können, nutzt dieser Beitrag zweitens die Denkwerkzeuge des französischen Soziologen Pierre Bourdieu. Wissenschaftliche Arbeit wird bei Bourdieu über das Habitus-Konzept und damit über die Erfahrungen analysierbar, die Forscher im Laufe ihres Lebens gemacht haben (vgl. MEYEN 2012; WIEDEMANN 2014). Diese (individuellen und kollektiven) Erfahrungen hängen in erster Linie von der sozialen Position ab und führen zu »Systemen dauerhafter Dispositionen«, die als »strukturierende Strukturen« wirken (BOURDIEU 1976: 165), als »Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata« (BOURDIEU 1987: 101). Um konkrete Praxisformen untersuchen zu können, hat Bourdieu den Habitus analytisch geteilt – in *opus operatum* und *modus operandi*. Wie und warum man handelt (*modus operandi*), wird durch die persönliche Lebensgeschichte mitbestimmt (*opus operatum*). Um den praktischen Sinn zu verstehen, den Professoren mit Forschung, Lehre und Verwaltung verbinden (Habitus als *modus operandi*), muss man ihre Sozialisation (Herkunftsmilieu, Religion, akademische Ausbildung) sowie ihre Arbeits- und Lebensbedingungen (Habitus als *opus operatum*) genauso kennen wie die Strukturen und die soziale Position des Fachs. Eng mit dem Habitus verbunden ist der Kapitalbegriff, der bei Bourdieu alle ökonomischen, kulturellen, sozialen und symbolischen Ressourcen einschließt, die im Positionskampf eingesetzt werden können (vgl. WIEDEMANN 2014). Für die Kollektivbiografie ergibt sich daraus folgendes Kategoriensystem:

- Habitus (*opus operatum*): Herkunft (Elternhaus: politische und religiöse Einstellungen, soziale Position), Schulbildung, akademische Ausbildung, Berufserfahrungen, Privatleben
- Habitus (*modus operandi*): Fach- und Wissenschaftsverständnis, Menschen- und Weltbild, politische Orientierung
- Kapital: materieller Wohlstand, Fähigkeiten und Fertigkeiten, akademische Titel, Netzwerke (in der Wissenschaft, im Journalismus, in der Politik), Reputation

- Regeln und Ressourcen: politische Strukturen in der DDR, wissenschaftliche Strukturen (Universität Leipzig, internationale Fachgemeinschaft)

Der skizzierte theoretische Hintergrund und das Kategoriensystem haben die Suche nach Quellen geleitet (vgl. LÖBLICH 2016). Dieser Beitrag profitiert dabei in hohem Maße von dem Material, das Hans-Dieter Daniel (2015) in jahrelanger Kleinarbeit in zahlreichen Archiven und über viele Kontakte zusammengetragen hat. Daniels Professorenkatalog enthält die wichtigsten biografischen Angaben zu allen 25 Personen, die für die Studie infrage kamen (Lebensdaten, Qualifikationen, Funktionen, Publikationen, Ehrungen). Daneben wurden zentrale Publikationen der Professoren (vor allem: Dissertationen und prominent platzierte Aufsätze in der Fachzeitschrift *Theorie und Praxis des sozialistischen Journalismus*) und fünf biografische Interviews ausgewertet, die 2015 geführt und in diesem Buch erstmals auch in gedruckter Form vorliegen. Diese Gespräche zielten neben den Details aus den Lebensläufen vor allem auf die kollektive Identität der DDR-Journalistikprofessoren und ihre Beziehungen zur Politik im eigenen Land sowie zu anderen Wissenschaftlern im In- und Ausland. Solche ›Erzählungen über sich selbst‹ sind zwar stets vor dem Hintergrund der aktuellen sozialen Position zu lesen, zu denen hier die Erfahrungen mit der Abwicklung der Sektion Journalistik genauso gehören wie die Abwertung von ostdeutschen Biografien im öffentlichen Raum und ein kollektives Gedächtnis, in dem die DDR fast ausschließlich negativ gesehen wird (vgl. MEYEN 2013, 2020), ohne die persönliche Sicht von Zeitzeugen aber bleiben Akten und andere schriftliche Quellen oft stumm.

3. Ergebnisse

Dieser Abschnitt zeigt, wer in der DDR als Professor Journalisten ausgebildet hat, welchen Habitus diese Menschen mitbrachten, wie sich der Zugang zu akademischen Spitzenpositionen verändert hat, wer für Leitungsfunktionen infrage kam und unter welchen Bedingungen in Leipzig eine bestimmte Form der Journalistikwissenschaft erfunden wurde. Die Kollektivbiografie wird in Form von Thesen präsentiert, die weitgehend dem Kategoriensystem folgen und jeweils mit Auszügen aus dem Untersuchungsmaterial belegt und differenziert werden.

These 1 (Herkunft, Habitus): Die DDR-Journalistikprofessoren waren soziale Aufsteiger. Die meisten von ihnen stammten aus Familien, die vorher keinen Kontakt zu akademischer Bildung hatten. Ihre Eltern waren Dreher, Schlosser, Tischler, Hausfrau oder einfache Arbeiter. In aller Regel hatten diese Professoren früh Kontakt zur Arbeiterpartei und ihren Medien. Mit einer Ausnahme waren alle in der SED und verstanden sich als Parteifunktionäre. Dies erklärt, warum einige von ihnen zeitweise im Apparat oder in Redaktionen gearbeitet haben.

Ausnahme von der SED-Regel ist Arnd Römhild (Jahrgang 1914), der in der Nationaldemokratischen Partei Deutschlands war. Nach Kriegsdienst und kurzer britischer Gefangenschaft wurde Römhild 1945 zunächst stellvertretender Chefredakteur der *Thüringischen Landeszeitung* in Weimar und hatte dann zahlreiche Leitungspositionen in der NDPD-Presse, bevor er 1969 als Dozent an die Sektion Journalistik wechselte und dort schließlich 1975 (mit über 60 Jahren) außerordentlicher Professor für Pressejournalismus wurde. Diplom (1962) und Dokortitel (1969) erwarb Römhild im Fernstudium. Nennenswerte wissenschaftliche Arbeiten sind von ihm nicht überliefert. Für die Position an der Universität genügten seine Erfahrungen in der Praxis und eine Dissertation über die Weimarer *Abendpost*, für die er von 1946 bis 1951 gearbeitet hatte.

Auch in Sachen Herkunft gibt es Ausnahmen – allen voran Joachim Pötschke, der 1924 als Sohn eines Berufsoffiziers geboren wurde. Sein Vater starb 1944 als Oberst. Pötschke Junior verließ das Gymnasium 1941 mit einem Reifevermerk, wurde sofort zum Militärdienst einberufen und 1944 selbst Leutnant in einem Panzerregiment. Nach dem Krieg studierte er zunächst Kulturwissenschaften in Frankfurt/Main (unter anderem Germanistik), bevor er 1948 aus der US-Zone nach Leipzig kam, bei der *Leipziger Volkszeitung* anfang und an der Vorläufereinrichtung der späteren Fakultät für Journalistik studierte. Dort bekam Joachim Pötschke 1951 ein Diplom sowie einen Arbeitsvertrag als wissenschaftlicher Assistent und wurde so Teil der Gründungsmannschaft der Fakultät. Es ist kein Zufall, dass sich diese Karriere im Bereich Stilistik abspielte. Während es für Kurse zur Journalismusgeschichte, zur Geschichte der Sowjetunion, zur journalistischen Methodik oder zur sonstigen Praxis in den 1950er-Jahren oft genügte, in der SED zu sein und Erfahrungen in einer Redaktion zu haben, erforderte der Sprachunterricht eine Gymnasial-Bildung alter Schule. Wie Joachim Pötschke konnte auch der ein Jahr jüngere Stilistik-